

Peter Handke

Immer noch
Sturm

Suhrkamp

Eure Stimme, in jeder Verkleidung, als Spanierin mit Ohrringen wie auf der Kaffeedose bei uns daheim, als Star in einem UFA-Film, als Piratenbraut in einem Film mit Errol Flynn, als balkanische Braut mit dem Kopf des in der Schlacht gefallenen Geliebten im Schoß, als Dienstmädchen im Deutschen Reich, als Rächerin, als Gärtnerin, als Mörderin – auch meine! –, und sogar von Grund auf verwandelt, in Gestalt einer buntscheckigen weißbewimperten Kuh ohne Hörner, verwandelt in einen zerschissenen Hackklotz, in das Kleeblattmuster in dem hölzernen Scheißhaus bei uns daheim, in einen Kugelblitz, der einschlägt in unseren Herrgottswinkel.« – Die Mutter, nachdem wir zwei uns auf die Bank gesetzt haben wie eh und je: »Wie geht's dir, Sohn?« – Ich: »Ich kann nicht klagen.« Die Mutter: »Ja, stimmt, klagen konntest du schon von klein auf nie. Und was machen die Frauen?« Ich: »Bel pacific.« Die Mutter: »Und dein Garten?« Ich: »Bel paese. Nur der Kirschbaum hat zu wenig Sonne, die Kirschen sind klein und sauer.« Die Mutter: »Schaust du noch immer so viel Fußball im Fernsehen? Und schreist dabei allein durchs ganze Haus?« Ich: »Ich schaue keine ganzen Spiele mehr, nicht einmal die Endspiele, höchstens eine Halbzeit, meistens die zweite. Und schreien tu ich dabei immer noch, nur nicht mehr im Haus, immer irgendwo in einem Café, mit irgendwelchen Fremden, die tun mir gut, das tut mir gut. Und immer noch halte ich mit den Verlierern.« Die Mutter: »Was liest du gerade? Immer noch alle die Nebelkrähen, wo einem das Buch aus der Hand fällt, weil darin nichts als das Unheil krächzt, das mir schon im Leben genug durch die Rippen fährt?« Ich: »Seit langem lese ich nur noch Geschichtsbücher.« Die Mutter: »Seit wann interessiert meinen Sohn denn die Weltgeschichte?« Ich: »Ich lese die Geschichte unserer Gegend und unserer Leute hier, soweit man die zurückverfolgen kann.« Die Mutter: »Das ist ja nicht weit ... Und was bringt dir so ein Lesen? Was nützt es dir? Was kannst du davon gebrauchen?« Ich: »Nützen: nichts. Gebrauchen: sehr wenig. Es macht einen hilflos. Hilflos, hilflos. Und es bringt mich in Wut.« Die Mutter: »Und was machst du mit der Wut?« Ich: »Nichts. Hilflos, hilflos. War ich einmal der innige Leser, so bin ich jetzt bei der Ortsgeschichte der dramatische. Hilflos dramatisch. Denn wie die Geschichte bloß dramatisieren? Oder doch nicht ganz so hilflos: Ich lese unsere Geschichte und stoße mich davon ab.« Die Mutter: »Aber wohin?« Ich: »Woanders hin, vielleicht aufs offene Meer.« Die Mutter: »Oder in einen Sumpf. In einen Tümpel. In die Jauchengrube, wo du ersäufst. Wie ich sehe, bist du also weiterhin unterwegs mit deinen Expeditionen an Ort und Stelle, aber hoffentlich nicht mehr so gefährlichen?« – Ich: »Doch, gefährlichen. So muß es sein, Mutter.«

Und wieder das Innehalten, ein beiderseitiges. Darauf ich: »Du redest von ›seinerzeit‹ und ›damals‹, Mutter. Fehlt uns das ›Einst‹ und ein ›Vorzeiten‹. Wie kommt das? Was ist das für eine Zeit, da wir zwei hier auf der Bank im Jaunfeld sitzen? Was für ein Jahr? Was ist inzwischen geschehen?« (Ich zu mir selber: »Ah, seinerzeit die Fortsetzungsromane in der Kirchenzeitung jeweils mit dem Vorspann: ›Was inzwischen geschah!‹) Die Mutter

auf unserer Bank, mit erhobenem Kopf, ohne mich anzuschauen: »Was inzwischen geschah: Meine Brüder sind im Krieg für Großdeutschland, das auch bei uns ... bestimmt, alle drei. Sogar Gregor der Einäugige hat zwangseinrücken müssen, was sage ich, hat für ... Soldat werden dürfen, als Funker oder was. Jedenfalls darf er noch nicht für sein neues ... Vaterland mit der Waffe in der Hand ... kämpfen. Er schreibt schöne Briefe nachhause, von Holland, wo keine Front ist: Endlich einmal keine Berge, keine Saualpe, kein Obir und keine Koschuta, keine Karawanken, kein himmelverrammelnder Triglav oder Dreikopf. Ebene nach Ebene bis ans Meer Das Meer! Das Meer! Und der Himmel über Delft. Und die Tulpenfelder von Haaaarlem. Und die fetten Kühe. Was für Euter. Holland ist das Land, wo Milch und Honig fließen!« Sie springt auf und spielt ihren abwesenden Bruder vor: »Und die Freude der Einheimischen an unseren siegreichen Truppen. Unsereiner kann sich an den holländischen Freudenschreien und sonstigen Lauten, fern vom Balkan, nicht und nicht sathören. Und erst die Meisjes, mit so großen Augen, so schönen, daß sie mein Milchauge übersehen, anders als alle die Mädchen bei uns daheim! Und stellt euch die Freude meinerseits vor, liebe Eltern und Schwestern, als ich im befreiten Holland bei einem Ausgang ausgerechnet auf den Baum stoße, der uns auf der Obstbauschule im endlich auch befreiten Jugoslawien als der König der Apfelbäume beigebracht worden ist, der, welcher den allererstklassigen aller Äpfel trägt, den Marktführer unter allen Äpfeln, den haarigen, den zotteligen Boskop, den boskopski kosmač! Ja, der Boskop, richtiger ›Boskoop‹ hat, wie schon der Name sagt, zur Heimat Holland, eben das Dorf Boskoop, und von so einem Baum habe ich hier endlich in Natur stehen und ihn salutieren dürfen, den kerzengeraden, von keinem Westwind zu biegenden Stamm, und die Krone, die nach jedem Blitzschlag unverzüglich wieder zur Pyramide auswächst. Und erst die zotteligen Früchte, die bei uns zuhause sicher noch zotteliger wären, blutrot marmoriert an der Sonnenseite – die werden weder runzlig von außen, noch faulen sie von innen. Und stellt euch vor: diese Boskopski halten durch, sie bleiben dick und fett und marmoriert mindestens bis Ostern – halten sich vielleicht bis zum Ende des Krieges, do konca vojne!« (Sie verändert unversehens die Tonlage.) »Nas ne bodo odvadili slovenščine. Sie werden uns die slowenische Sprache nicht abgewöhnen. Weit mehr als früher werden wir nun unsere Muttersprache ehren. Was uns die Mutter gegeben hat, wird uns niemand entreißen. Was wir sind, das sind wir, und niemand kann uns vorschreiben: Du bist ein Deutscher. Kar smo, to smo, nihče nam ne more predpisati: ti si Nmec. Eine grausame Zeit ist das, und am liebsten möchte ich alles verkehrt machen. ›Ein Auge zudrücken‹, sagt Ihr? Das wäre für mich Einäugigen bitter. Wenn ich tot bin, werde ich es Euch bekanntgeben. Aber unverhofft kommt oft, das ist meine Hoffnung. Verflucht, wie die Zeit dahingeht – das einzig Gute. Und so grüßt Euch Euer Euch liebender Sohn und Bruder Gregor.«

Die Mutter wird sich dann wieder zu mir gesetzt haben. Und wieder werden wir dort auf

dem freien Feld innegehalten haben. Schließlich habe ich gefragt: »Du hast den ganzen Brief auswendig gelernt, Mutter?« Die Mutter: »Ich weiß alle Feldpostbriefe Gregors auswendig, und auch die zwei von Benjamin, und auch den einen von Valentin – obwohl da kaum was zu behalten war. Oder doch? Warum ich mir das angetan habe? Es war ein Wunsch. Und dann war es eine Lust. Ich habe mir die fernen Nachrichten meiner Brüder vorspielen wollen, wie die Sagen und Legenden damals aus meiner Laientheaterzeit. Und nicht bloß die Nachrichten – auch die Sprache der fernen Brüder, unsere Sprache, die nirgendwo sonst gesprochen wird, unseren Tonfall, der oft etwas ganz anderes sagt als die Wörter, und an dem wir einander erkennen – der hiesige Tonfall, das ist doch, bei Gott oder wem, unsere kostbarste Art und Weise. Mit der sind wir bisher noch immer einander gut gewesen, auch wenn sonst nirgends mehr etwas uns gut war. Es drängt mich, unsere Art Sprechen nach- und vorzuspielen – ob aus Liebe zu den Meinigen oder zu unserer Sprache: ich weiß es nicht. Nur ist unsere hiesige Spielweise seit Jahren strengstens verboten, und nicht erst mit dem Kriegsausbruch. Unsere Laienspielgruppen sind aufgelöst, und im übrigen auch unsere Sängergruppen – was dir wohl nur recht ist, Sohn: du brauchst für die nächste Zeit bei keinem Chor das Tremolieren deiner Mutter mehr zu fürchten – dafür gibt's inzwischen ganz andere Tremolos, und ganz anders zu fürchtende ...« – Und ich: »Noch einmal: Welches Jahr seit Christi Geburt habe ich mir hier jetzt vorzustellen? Und was noch ist inzwischen mit den Unsrigen geschehen?« – Und die Mutter: »Sagen wir, es ist das Jahr neunzehnhundertzweiundvierzig, und wieder ein später Sommer wie vor sechs Jahren, oder ein früher Herbst, das Getreide, bis auf die Ajda – ah, verbotenes Wort!, verboten unsere Sprache –, den Buchweizen, eingebracht, das Vieh noch auf der Weide. Seit drei Jahren Weltkrieg, in der Gegend kaum zu spüren, höchstens im Fehlen der jungen Einheimischen – dafür noch und noch junge Tänzer von anderswo ... Unser Benjamin gemeiner Infanterist im Osten irgendwo. Aber er hat noch nicht in den Kampf dürfen, gedurft. Auf dem einzigen Photo sitzt er in Uniform undsoweiter auf einem sogenannten Waffenrad, sozusagen startbereit, in Wirklichkeit hockt er darauf wie der Affe auf dem Schleifstein – wenn dir dieser Ausdruck noch etwas sagt.« (Und neuerlich ist die Mutter von der Bank aufgestanden und spielt den abwesenden zweiten Bruder nach oder vor.) »Dem Benjamin hat der Krieg bisher nur Gutes gebracht. Er ist, so schreibt er nachhause, dank des Krieges erwachsen geworden. Und lichtscheu, wie er früher war, hat er dort oben in der Tundra die Sonne schätzen gelernt. Nach drei Monaten ohne, schreibt er, ist sie heute zurückgekommen. Der erste Fleck Sonne, seit dem 17. November. Hurra, die Sonne! Vor allem ekelt er sich rein vor gar nichts mehr. Milchreis: eine meiner Lieblingsspeisen. Angewachsene Ohrläppchen eines Kameraden: zum Küssen. Schwimmhäute zwischen den Fingern eines anderen Kameraden: der Himmel scheint durch. Die Stimme des Feldwebels: Ruf zur Feldmesse. Die Kothaufen in der Latrinengrube: Erinnerung an die lustigen Ringelschwänzchen der Ferkelchen daheim im Schweineställchen. Tages- und Nachtmärsche von fünfzig

Kilometern: nema problema, umgerechnet in Werst sind es entschieden weniger.
Überhaupt: ›Werst‹ sagen können statt ›Kilometer‹! Dnjepr, Don, Wolga, Amur statt ›Gurk, Glan, Gail und Lavant‹! ›Voskressenje‹ statt ›Auferstehung‹! Auch Singen freut mich inzwischen. Ich bin in unserem Zug sogar der Vorsänger, habe beim Essenrequirieren in den russischen Dörfern meine Stimme entdeckt, der Krieg hat mich zum Tenor gemacht! Und ihr solltet euren kleinen Bruder, den mit den zwei linken Beinen, einmal beim Tanzen sehen. Ich tanze hier im Felde mit den Mädchen, daß es nur so kracht. Und kein Mädchen, das unsere heimische Sprache nicht lieber hat als die übliche im Heer und mich mit – glaubt mir, oder glaubt mir halt nicht. Sonja! Natascha! Asja! Daran könnt ihr sehen: der Krieg mich zum Dichter hat gemacht. Unsere Jaunfeldgend hat endlich den, der ihr seit der letzten Eiszeit hat gefehlt, auch wenn sein Fehlen allgemein unbemerkt ist geblieben – den Dichter, mich! Wäre es möglich, so würde ich euch meine Feldpostbriefe alle auf der weißen Birkenrinde schreiben, wo schon die Zeilen selber ein Gedicht sind.« (Die Mutter wechselt unversehens wieder den Tonfall, liest gleichsam zwischen den Zeilen.) »An Birken fehlt es uns in Rußland ja nicht. Und schlank wie Birken sind wir alle geworden. Schlank ist die neue Mode. Marschieren, marschieren, bis einem weiß vor den Augen wird. Weiß am Tag, weiß in der Nacht, und wieder weiß am Tag. Marschieren, marschieren, an den leeren Zeilen der Birkenrinden vorbei, an den leeren Zeilen der Kartoffeläcker vorbei, an den leeren Zeilen der Kraut- und Rübenäcker vorbei, an den leeren Zeilen der tausend leeren Dörfer vorbei, bis wir vor leeren Zeilen nur noch leere Zeilen sehn, und auf und zwischen und hinter all den leeren Zeilen kein ›Auf‹, kein ›Zwischen‹ und kein ›Hinter‹ mehr, und keine Welt. Ob noch einmal die alte, die gute Zeit wiederkommt? Ja, die alte, die gute! Und so grüßt Euch Euer Tundrajüngling Benjamin.« Und dazu dann die Mutter, wie ungespielt: »Ja, ohne den Krieg hätten wir nie einander geschrieben. Ohne den Krieg hätte ich nichts Schriftliches in der Hand von meinen Brüdern. Ah, Krieg! Gelobt seist du, Krieg! Durch dich sind meine Brüder in der Welt herumgekommen.«

Hier ist es dann wieder zu einem beiderseitigen Innehalten von Mutter und Sohn gekommen. Aus diesem heraus hat sich die junge Frau neben mir ansatzlos aufgeschwungen und ist an den Rand des Steppenfelds gestöckelt. Und ebenso ansatzlos wendet sie sich jetzt dort an jemand, zumindest mir, nicht Sichtbaren: »Hail Sick, Herr Obersturmkommandant! Wir freuen sich, dir zwischen uns zu haben. Gut gewichst sind Stiefel deinige. Prosim, mach, damit ich sich aber recht fürchte vor dich, Herr Untersturmwart! Daß ich sich stürme zu deine braune Seite! Und daß Heimatschuß deiniger nicht losgeht in Hintenland deiniges! Hitro, beeil sich, und reich uns deine Hand, bevor vielleicht Volkssturm losstürmen auf der Heide gegen letzte róža!« Die Antwort läßt nicht auf sich warten – eine Stimme aus der von der Mutter angesprochenen Richtung, oder von woandersher, die in bestem Hochdeutsch zurückspricht: »Da hast du

deinen Volkssturm, Frau Untermensch: Lern erst einmal deutsch. Deine Tarnung: perfekt – Respekt. Gekleidet wie Eva Braun und die Frisur von Heidemarie Hatheyer. Sogar deine Stimme – nicht gerade Zarah Leander, auch nicht Lale Andersen, aber immerhin – na, mir fällt jetzt der Name nicht ein. Deine Sprache, die hat dich verraten. Sprache? Daß ich nicht lache. Und rede dich nicht heraus mit dem Nichtwissen vom Oberbefehl, in der Öffentlichkeit hierzulande ausschließlich deutsch zu sprechen. Wie, du wagst einzuwenden, das hier sei kein öffentlicher Ort? Du hast die Stirn, dich in deinem Untermenschkauderwelsch zu suhlen, vor einer deutschen Öffentlichkeit? Über den Wurzenpaß mit dir. Hauruck, über den Hunsrück mit euch hinnigen hunnischen Hundlingen! Hinunter mit aich zum Triglav, zum Trigon, zum Trasimener See, zu den Tuareg – daß wir native speakers unter sich bleiben endlich –«

Die Stimme ist abgebrochen, und da erst habe ich bemerkt, daß, wer da gesprochen hatte, meine Mutter höchstselbst war, als eine Art Bauchrednerin. Die junge Frau ist zu mir bejahrtem Sohn zurückgestöckelt, dann aber im Abstand auf dem weiten leicht geneigten Heideplan geblieben. Ich habe mich über die Schulter zu ihr gewendet: »Warum machst du den Feind nicht weiter nach, Mutter? Schon die längste Zeit fehlt mir in unserer Geschichte ein Gegenspieler. Einer, der aufmischt und durcheinanderbringt. Oder der die peinlichen Fragen stellt. Der nicht bloß das Maul aufreißt, sondern den Rachen. Und sucht, wen er verschlinge.« Die Mutter wendet ihrerseits den Kopf über die Schulter zu mir – die Augen des Fuchses und ihre: »Sohn, keine Sorge. Geduld – die allerdings nie deine Stärke war. Der Gegenspieler, oder die Gegenspieler, sie sind von Anfang an vorgesehen.« Und ich: »Woher weißt du das?« Und die Mutter: »Ich weiß es nicht, ich ahne es, mir schwant es. Und mir schwant, daß sie aus unseren eigenen Reihen kommen werden, aus unserem eigenen Stamm, womöglich aus unserm eigenen Haus. Im Lauf der Begebenheiten wird dir dies alles klar werden. Kann sein, daß auch ich selber mich eines gar nicht fernen Tages auf der Gegenseite finde oder mich dorthin verloren haben werde, in meinem ewigen Übermut und meiner ewigen Fröhlichkeit, die mich seit jeher anstecken, zu glauben, daß wir alle zusammengehören, und daß wir alle einander gut sind, und daß im Grund, Krieg hin, Krieg her, alles auf Erden gut ist ... Seltsam: Seit ich lebe, war ich noch keinmal traurig. Hungrig, ja. Halberfroren, ja. Im Wald verirrt, ja. Vom Hund gebissen, schau, hier, ja. Vom Pferd in die Rippen hier und hier getreten, ja. Von der Kuh einmal fast zu Tode getrampelt, hier und hier und hier, ja. Von einer Hornisse zwischen die Augen gestochen und einen ganzen Monat lang blind gewesen, nicht bloß einäugig, ja. Aber traurig gewesen: noch nie. Eigentlich widernatürlich, oder? Dagegen meine ewig traurige Schwester, meine Schwester Finsterbraue, ärger als bloß traurig, auch wenn sie gar keinen Grund dazu hat – freilich hat sie fast immer einen Grund ... Du mit deinem Frohsinn! fährt sie mich an, als könne jemand Fröhlicher nur ihr Feind sein. Eine bloße Feindeinbildung? Ja. Aber kann schon passieren, daß aus so einer Einbildung